

Alexander C. T. Geppert/Andreas Mai

Vergleich und Transfer im Vergleich

Sommerkurs „Zivilgesellschaft in Ost und West. Methoden und Themen von Vergleich und Transfer“ des Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas. Berlin, 24.-31. August 1999.*

1. „Die möglicherweise eindeutigste und zwingendste Erkenntnis, die uns die vergleichende Geschichte vermittelt, besteht darin,“ stellte Marc Bloch bereits 1927 fest, „daß es tatsächlich an der Zeit ist, die überholten topographischen Einteilungen aufzubrechen, in die wir die sozialen Realitäten einzusperrten pflegen: sie passen nicht zu den Inhalten, die wir in sie hineinzupressen suchen.“ Selbst nach mehr als siebzig Jahren hat seine Aussage nur wenig an Aktualität eingebüßt. Zwar nehmen Anzahl wie thematische Breite komparativer Studien stetig zu, doch kann von einer „Bekehrung“ der Historiker wohl genauso wenig die Rede sein wie Ende der zwanziger Jahre: „Sie stimmen höflich zu,“ beklagte Bloch sich denn auch über seine Kollegat, „und wenden sich wieder ihrer Arbeit zu, ohne ihr Herangehen in irgendeiner Weise zu ändern“.¹ Zugleich scheint heute eine zweite Lesart möglich. Seine Kritik kann gleichermaßen als direkte Aufforderung an die historischen Komparatisten verstanden werden, auf die Veränderungen in Europa zu reagieren. Obzwar als Thema inzwischen fest etabliert, täuscht die Bewegung auf dem Buchmarkt wohl. Die Mehrzahl der vorgelegten Arbeiten sind eben keine vergleichenden.

Grund genug, das mit großem Nachdruck ins Blickfeld geratene Europa zum Thema einer Tagung zu machen und zu fragen, welche Konsequenzen ein gesamteuropäischer Blick für die vergleichende Geschichtsschreibung haben sollte. „Zivilgesellschaft in Ost und West. Methoden und Themen von Vergleich und Transfer“ war der Sommerkurs überschrieben, der unter der Leitung von Sebastian Conrad und Philipp Ther vom 24. bis zum 31. August 1999 am erst 1998 gegründeten Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas (ZVGE) in Berlin stattfand. Die Tagung knüpfte direkt an

* Für die kritische Lektüre früherer Fassungen dieses Aufsatzes danken wir herzlich Uffa Jensen.

1 M. Bloch, Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften, in: M. Middell/S. Sammler (Hrsg.), Alles Gewordene hat Geschichte: Die Schule der *Annales* in ihren Texten 1929–1992, Leipzig 1994, S. 121–67, hier: S. 153, S. 121.

die Tradition der Sommerkurse an, die von der Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte wiederholt organisiert worden waren.²

Dabei deutete bereits der Tagungstitel eine grundsätzliche konzeptionelle Schwierigkeit an, mit der sich womöglich auch das veranstaltende Zentrum auf Dauer wird auseinandersetzen haben: eine gewisse methodologische Orientierung (Vergleich) soll unter bestimmten wissenschaftspolitischen Vorzeichen (Öffnung nach Osteuropa und stärkere Integration der osteuropäischen in die sogenannte allgemeine Geschichte) mit einer thematisch-inhaltlichen Ausrichtung (Zivilgesellschaft) verknüpft werden, ohne daß die Möglichkeit des reibungslosen Zusammengehens dieser drei Konzepte im einzelnen als bereits erwiesen gelten könnte. Wie noch zu zeigen sein wird, wirft dabei gerade die letztgenannte Vorgabe die komplexesten Probleme konzeptioneller, aber auch thematischer Natur auf.

Die insgesamt zehn Vorträge und die lebhaften Diskussionen zeichneten sich vor allem durch ein kritisches Erörtern der beiden Ansätze „Transfer“ und „Vergleich“ im Hinblick auf eine gesamteuropäische Perspektive aus. Daß dabei vorrangig die prinzipielle Vergleichbarkeit von Ost und West im Vordergrund stand, hatte seine Ursache nicht zuletzt in der Zusammensetzung des Plenums. Insgesamt 31 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren aus verschiedenen ost- und westeuropäischen Staaten ange-
reist.

2. Galt der Vergleich zumindest unter deutschen Wirtschafts- und Sozialhistorikern über lange Zeit hinweg als ebenso innovative wie progressive Verfahrensweise, hat er sich inzwischen zu einem gemeinhin akzeptierten Standardverfahren entwickelt, das von Vertretern verschiedener historischer Ansätze nutzbringend angewendet wird, anderslautenden Beteuerungen entsprechender Protagonisten zum Trotz, die nicht müde zu werden scheinen, ihre minoritäre – gemeint ist wohl eher avantgardistische – Position immer wieder aufs Neue hervorzuheben. Deutlich wurde dies etwa in den beiden allgemein gehaltenen Vorträgen von *Heinz-Gerhard Haupt* (Bielefeld) *Zur Einführung in die Vergleichende Geschichte* und *Hartmut Kaelble* (Berlin) *Historischer Vergleich und Transfergeschichte*.

Obzwar Haupt im Eröffnungsvortrag etwa bereitwillig die Notwendigkeit einer kontrollierten Erweiterung des Instrumentariums konzedierte, wenn er entschieden dafür plädierte, sich von der alleinigen Orientierung an nationalen Einheiten zu trennen und die gegenseitige Beeinflussung der jeweiligen Entitäten stärker einzubeziehen, wollte er ansonsten die vor al-

2 Das von der VW-Stiftung geförderte Zentrum wird gemeinsam von der Freien Universität und der Humboldt-Universität Berlin getragen und von Manfred Hildermeier, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Holm Sundhussen geleitet. Zum Sommerkurs 1995 vgl. auch den ausführlichen Tagungsbericht von O. Janz, Probleme und Perspektiven des historischen Gesellschaftsvergleichs, in: *Comparativ* 6 (1995), S. 135-55.

lem von Transferhistorikern geübte, weiterreichende Kritik an der vergleichenden Perspektive und ihrem Leistungspotential nicht gelten lassen. Für eine Revision des Ansatzes, wie er ihn zusammen mit Jürgen Kocka vor einigen Jahren in einem wichtigen, von Christoph Conrad mit einem Augenzwinkern auch als „Katechismus“ der Einrichtung bezeichneten Sammelband vorgelegt hatte, sah er keinen Anlaß, schließlich habe sich diese Betrachtungsweise als überaus fruchtbar und forschungsförderlich erwiesen.³ Gerade der kontrastierende Vergleich zwingt zur schärferen Argumentation und mache fast zwangsläufig auf existierende Berührungspunkte und Beziehungsgeflechte aufmerksam, womit er unmittelbar zur Internationalisierung der Geschichtswissenschaft beitrage und sie so erst in die Lage versetze, informiert der wachsenden öffentlichen Nachfrage an nicht-nationaler, europäischer Geschichte beizukommen. Prinzipielle Probleme und Schwierigkeiten sah Haupt denn auch eher in Fragen forschungspraktischer Natur begründet: Faktoren wie der erhebliche Mehraufwand gegenüber nationalgeschichtlich orientierten Arbeiten, sprachliche Barrieren oder historische Ungleichzeitigkeiten der nationalen Forschungslandschaften führten zu häufig dazu, daß eine Vielzahl begonnener Vergleichsstudien letztlich doch rein nationalgeschichtlich beendet werden würden. Schließlich warnte Haupt eindringlich davor, auf die nationalstaatliche Verengung nunmehr eine begriffliche folgen zu lassen und damit der direkten Abhängigkeit jedweden Vergleichs von den jeweiligen Historiographien nicht ausreichend gerecht zu werden. Übertrage man nämlich spezielle Termini aus hochgradig differenzierter Theorikontexten schlicht auf andere „Fälle“, unterliege man zu leicht der Gefahr, aus historiographischen Unterschieden wirkliche werden zu lassen.

Daß sich die Vergleichshistoriker schon lange nicht mehr in der von ihnen selbst immer wieder herausgestellten Minderheitenposition befinden, betonte auch Hartmut Kaelble im Schlußvortrag. Ähnlich wie Haupt sprach er von einer relativen Erfolgsgeschichte des Vergleiches, die zwar erstaunlich, aber keineswegs unbegründet sei. Indes sah er dem Vergleich noch immer enge Grenzen gesetzt, sowohl in geographischer als auch in thematischer Hinsicht: Im wesentlichen würden Deutschland, England, Frankreich und die USA miteinander verglichen, und selbst hierbei gebe es nur eine geringe Zahl von direkt vergleichenden Arbeiten im Bereich von

3 H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich: Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996. Für Kritik und Erweiterungsversuch gleichermaßen siehe T. Welskopp, *Stolpersteine auf dem Königsweg: Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35 (1995), S. 339-367 sowie J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer: Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: *HZ* 267 (1998), S. 649-685. Vgl. ebenfalls die Rezension des genannten Bandes von Welskopp, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 37 (1997), S. 624.

Werten, Normen, Mentalitäten oder aber auf dem Gebiet der Arbeitergeschichte. Darin wiederum Haupt ähnlich forderte auch Kaelble wiederholt die Verbindung von Transfer- und Vergleichsgeschichte; anders als dieser betonte er jedoch weniger den (allerdings umstrittenen) theoriebildenden Beitrag des Vergleichs oder die Möglichkeit, mit seiner Hilfe vermeintlich feste historische Größen auflösen zu können, sondern verwies alternativ auf zukünftig wohl stärker interessierende Themen wie Zivilisations-, Diskurs- und Transfervergleiche. Mitunter erschienen Vergleich- und Transfergeschichte so fast als *per se* erstrebenswerte Dinge, die es lediglich gelungen umzusetzen gelte.

Kaelble stellte insbesondere zwei unterschiedliche Formen der Transferforschung vor: einmal die von den Germanisten Michel Espagne und Michael Werner initiierten Arbeiten vor allem zum deutsch-französischen *transfert*, zum anderen Jürgen Osterhammels Untersuchungen zur Begegnung zwischen Zivilisationen.⁴ Begriff und Methode Transfer seien, so Kaelble mit Blick auf Espagne und Werner, somit selbst ein Transfer. Im Gegensatz zur Beziehungsgeschichte sei dieses Konzept *erstens* stärker bilateral orientiert, konzentriere sich *zweitens* bewußt auf literarische Quellen und stelle *drittens* zumeist die Perspektive des Übernehmenden ins Zentrum, wohingegen in Osterhammels stark kontextbezogener Diskursgeschichte Fragen von soziokultureller Suprematie sehr viel ausführlicher Platz eingeräumt werde. Allerdings, so hätten Transferhistoriker an dieser Stelle vermutlich eingeworfen, arbeitete Kaelble hier mit einem eher engen, auf die geographische Verschiebung von „Gütern“ verkürzten Begriff von *transfert*, den er primär in sein Konzept von Vergleich zu integrieren suchte. So konnte es kaum überraschen, daß Kaelble ihm größere Zukunftschancen letztlich nur als eine Spielart des Vergleiches neben anderen einzuräumen schien.

Generelle Bemerkungen machten darüber hinausgehend ebenfalls Gunilla Budde (*Berlin/Bielefeld*) und Miroslav Hroch (*Prag*) in ihren Beiträgen. Die Hauptthese von Gunilla Buddes Vortrag, Geschlechtergeschichte sei, obgleich es bislang nur wenig international vergleichende Arbeiten gebe, bereits „in ihrem Kern komparativ konzipiert“ und damit beinahe unweigerlich Vergleichsgeschichte *par excellence*, stieß auf starken Widerstand im Plenum. Dies trage, so wurde argumentiert, nicht nur zu einer ungerechtfertigten Ausdehnung und Aufweichung des Begriffes „Vergleich“ bei, sondern werfe ebenfalls die grundsätzliche Frage nach Größe und Beschaffenheit von Vergleichsgegenständen und -einheiten auf, die in diesem Fall schlichtweg nicht ausreichend scharf umrissen seien. Auf unzulässige Weise werde somit ein methodologischer Anspruch in den Ge-

4 Siehe hierzu zuletzt M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999 bzw. J. Osterhammel, Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich: Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft, in: GG 22 (1996), S. 143-64.

genstandsbereich der Geschlechtergeschichte als dem historischen Wandel von Mann/Frau-Beziehungen verlagert, was in letzter Konsequenz hieße, nicht-vergleichende Geschlechtergeschichte für unmöglich zu erklären. Im empirischen Teil ihres Vortrages *Geschlechtergeschichte als Vergleichsgeschichte* Ergebnisse ihrer Dissertation ausführend, argumentierte Budde, daß sich im deutsch-englischen Vergleich ein von der Sonderwegsthese prognostiziertes deutsches Defizite an Bürgerlichkeit in den Vater-Kind-Beziehungen nur schwer direkt nachweisen lasse, ein stärkeres Autoritätsgefälle und ein höherer Stetigkeitsgrad aber sehr wohl festgestellt werden könnten.⁵

Budde plädierte in der anschließenden Diskussion zudem dafür, den von ihr für überflüssig erachteten Begriff Transfer schlicht durch Beziehung und/oder Austausch zu ersetzen. Den Gedanken weiterführend wurde angemahnt, zwischen Transfer und Rezeption zu unterscheiden, um den Prozeß des Transfers eines kulturellen „Gutes“ vom Ausgangs- zum Zielpunkt einerseits, und den Prozeß der Annahme, Ablehnung oder Aneignung am Zielort andererseits klar begrifflich voneinander trennen zu können. Christoph Conrad, der in der Debatte häufig den Part der abwesenden Transferforscher übernahm, argumentierte indes, daß sich diese beiden „Stufen,“ Transfer im Sinne eines Übertragungsprozesses und Rezeption im Sinne einer Aneignung an anderer Stelle als dem Ursprungsort nicht gegenseitig ausschließen müßten, vielmehr sei es notwendig, die Veränderungen sowohl am Ausgangs- als auch am Zielpunkt inklusive etwaiger Rückwirkungen zu thematisieren.⁶ Als eingängiges Beispiel wurde in diesem Zusammenhang die Geschichte der Freudrezeption im angelsächsischen Sprachraum angeführt. Aufgrund einer entsprechenden Übersetzung sei Freud dort von vornherein als Naturwissenschaftler wahrgenommen. Damit dürfte das Werk Freuds als ein fast „typischer“ Fall dafür gelten, wie transferierte Kulturgüter bereits „auf dem Weg“ ihre ursprüngliche Form einbüßen und nach Ankunft in ein gänzlich anderes soziokulturelles System eingepaßt werden. Besonders deutlich zeigte dieses Beispiel, wie die Transferforschung mit Hilfe von Kulturvermittlern (Übersetzern, Korrespondenten, Migranten) die relative Nähe und Ferne von Gesellschaften zu thematisieren vermag. So könnten etwa die relativen Unterschiede in der Geschichte der Freudrezeption in Deutschland und den angelsächsischen Ländern thematisiert und seine Wirkungsgeschichte unter einem neuen, übergreifenden Blickwinkel betrachtet werden.⁷

5 Vgl. G.-F. Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben: Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994.

6 Siehe für diesen Begriff etwa A. Lüdtko/R. Sieder, *Alltagsgeschichte: Zur Aneignung der Verhältnisse: Ein Gespräch mit Alf Lüdtko*, in: *ÖZG* 2 (1991) 2, S. 104–13.

7 Charakter, Qualität und konzeptionelle Spezifika insbesondere der unter James Strachey's Leitung entstandenen *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud (1953–1975)* werden seit über dreißig Jahren diskutiert. Den

Eine Vielzahl weiterreichender Differenzierungen von Begrifflichkeiten wie Analyseinstrumentarium wurde im Verlauf der Tagung vorgeschlagen. So plädierte Miroslav Hroch, der sich selbst als „ältesten lebenden komparativen Historiker“ bezeichnete und eine von neueren Methodendiskussionen gänzlich unbeeindruckte, klassisch sozialhistorische Position einzunehmen schien, zu Beginn seines Referates etwa dafür, scharf zwischen Vergleich und komparativer Methode zu unterscheiden. Ersteres solle für eine einzelne Operation, welche letztlich der Objektivierung des eigenen Standortes diene, vorbehalten sein, während die komparative Methode insofern einen viel umfassenderen Charakter aufweise, als sie ein System von sich verbindenden Operationen umschließe. In vier Schritten (Definition der Vergleichsobjekte; Bestimmung der Ziele; Beziehung zur Zeitachse; Kriterium der Komparation) gelte es, die Struktur der interessierenden historischen Vorgänge möglichst objektiviert zu analysieren; daß die historische Realität letztlich dabei „zerhackt“ werde, sei nachgerade erwünscht.

3. Wie so häufig zeigten sich analytische Möglichkeiten wie Grenzen bei der Verfahrens- und Betrachtungsweisen in aller Deutlichkeit erst bei der praktischen Umsetzung. Hier erwies sich jedoch das Fehlen eines Transferhistorikers als gewisses Manko. Wenn in der Diskussion immer wieder das große Potential gerade dieses neueren der beiden Ansätze begrüßt wurde, hätten Präsentation und Diskussion eines konkreten, empirischen Anwendungsbeispiels wohl stärker auf die Grenzen auch dieses Ansatzes aufmerksam gemacht, als dies in der gegebenen Konstellation möglich sein konnte. Auf unterschiedliche Art und Weise versuchten jedoch immerhin sechs Vorträge, sich des skizzierten Vergleichsinstrumentariums in empirischer Absicht zu bedienen und dessen Potential direkt zu demonstrieren.

Heinz-Gerhard Haupt führte in seinem zweiten Vortrag *Vergleichende Geschichte Europas am Beispiel der Zünfte in Ost- und Westeuropa* den konzeptionellen Entstehungsprozeß eines komparativ angelegten Projektes vor. Die theoretischen Vorannahmen zum historischen Ort und zur Rolle der Zünfte in der ständischen Gesellschaft kritisch reflektierend, stellte

Übersetzern wurde wiederholt vorgeworfen, Freuds spannungsreiche, mit Bildern und Vergleichen angereicherte deutsche Sprache zu stark geglättet zu haben. So stellte etwa L. W. Brandt bereits 1966 fest, daß „Freud's translators have rather consistently replaced affect-laden German terms by neutral English words and dynamic, active constructions by static, passive ones. In this way, something Freud described as a process became in the English translation a structure. This neutralization and solidification of Freud's central concepts in English has contributed to the tendency to reify them.“ Auf die Existenz konzeptioneller Differenzen zwischen Freud und Strachey hat ebenfalls Darius Ormston hingewiesen. Vgl. L.W. Brandt, *Process or structure?*, in: *Psychoanalytical Review* 53 (1966), S. 378 sowie D. Ormston, *Freud's Conception is Different from Strachey's*, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 33 (1985) 2, S. 379-412, hier S. 382f.

Haupt vor allem mit dem Hinweis auf die friedliche Koexistenz von Kapitalismus und Zunft nachhaltig die gängige These in Frage, Zünfte hätten sich mit ihren aus dem Spätmittelalter stammenden Privilegien gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem als modernisierungshemmend erwiesen. Arno Meyers These der „persistence of the old regime“ führte ihn indes zur Leitfrage nach Überleben dieser Traditionen und der damit verbundenen Ordnungen im frühen 19. Jahrhundert. Haupt machte – darin seinen Vortrag vom Vormittag auf- und dem Referat von Michael Müller vorgreifend – auf einen nominalistischen Fehlschluß aufmerksam, wenn man etwa den Begriff des ‘Adels’ undifferenziert auf die verschiedensten Gesellschaften anwende. Danach fragend, wie in den einzelnen Gesellschaften die Abschaffung der Zünfte jeweils organisiert wurde, wollte er zwischen drei Typen von Gesellschaften unterschieden wissen: solche, die sich noch im Abschaffungsprozeß befanden; Gesellschaften, die die Zünfte bereits abgeschafft hatten, sowie schließlich solche, die ihre Zünfte zumindest partiell beibehielten. Als einziger der Vortragenden lotete Haupt somit die Möglichkeiten eines typologisierenden Vergleichs aus, mußte sich allerdings die Kritik gefallen lassen, daß sich hinter seinem keine Möglichkeit ausschließenden Modell ebenfalls ein einfaches Verlaufsschema verbergen könnte, welches dann letztlich doch wieder zu überwinden geglaubten modernisierungstheoretischen Annahmen zwingt.

Michael G. Müller (Halle) hatte seinen Beitrag *Adeligkeit und Bürgerlichkeit in Ostmitteleuropa. Das Beispiel Polens im 19. Jahrhundert* mit der Leitfrage eingeführt, in welchen Kategorien soziale und politische Veränderungen in Osteuropa im 19. Jahrhundert im Vergleich zu Westeuropa beschrieben werden könnten. Die bisher vorwiegend übertragene Kategorie westlicher Bürgerlichkeit führe dazu, alle Dynamik der Modernisierung dem West-Ost-Transfer zuzuschreiben und innergesellschaftliche Austauschprozesse auszublenden. Völlig vernachlässigt worden sei bisher, daß es – äquivalent zum Engagement des westeuropäischen Bürgertums – in anderen Gesellschaften zivilgesellschaftliche Potentiale auch in nicht-bürgerlichen Milieus gegeben habe. Trotz oder gerade wegen des Fehlens einer bürgerlichen Elitenkonkurrenz habe beispielsweise in Polen der Adel im Mittelpunkt des Modernisierungsprozesses gestanden. Mit dem Ziel, diese schiefe Perspektive und die Idee eines verlängerten Westeuropas zu korrigieren, führte Müller für den polnischen Fall als funktionale Äquivalente den Begriff der Adeligkeit ein. Adeligkeit, vorerst als Arbeitsterminus über eine spezifische Praxis der Lebensführung und die Zugehörigkeitsbeschreibung durch Standesgenossen definiert, solle den Begriff Adel ersetzen, den Müller für sozialhistorisch nicht ausreichend beschreibbar hielt. Die präzise Auseinandersetzung mit den Kategorien löste damit Haupts Forderung ein, gerade aufgrund der Abhängigkeit des Vergleichs

von der jeweiligen Historiographie deren Logik zu thematisieren und zu 'eigenen' Begrifflichkeiten zu finden.

Auch *Wolfgang Höpken (Leipzig)* machte in seinem Vortrag *Stadt und Bürgerlichkeit auf dem Balkan: Südosteuropa in der europäischen Urbanisierungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* deutlich, daß sich mit westeuropäisch geprägten Begriffen wie *Rechtsstadt*, *Urbanisierung* oder *Modernität* bestenfalls eine Verlustgeschichte Osteuropas fortschreiben läßt, da bereits deren bloße Anwendung zur Suche offensichtlicher Nachahmung zwingt. Indem er alternativ die typischen und permanenten Merkmale der südosteuropäischen Stadt in Bezug auf Erscheinungsbild und urbane Lebensweise zum Gegenstand seiner Analyse machte, versuchte er, einen Perspektivwechsel vorzunehmen: So habe die „verspätete“ Verstädterung entlang der Leitbilder von Entorientalisierung und Enttraditionalisierung die Hauptstädte zu einem Feld demonstrativer Europäisierung mit entsprechender Orientierung an westlichen Vorbildern werden lassen. Schließlich habe sich die auch in dieser Form wahrgenommene Verspätung zumindest insofern als Privileg erwiesen, als andernorts entwickelte Technologien somit vergleichsweise komplikationslos übernommen werden konnten, ohne einen verlustreichen Implementierungsprozeß von „try and error“ mitmachen zu müssen. Gleichzeitig hatte die auf wenige Großstädte beschränkte Verstädterung einen extrem ungleichmäßigen Aufbau von Infrastruktur und kommunalen Einrichtungen zur Folge, insbesondere nachdem ab 1918 finanzielle Probleme einen breiteren Ausbau erschwerten. Im Alltag standen sich, so Höpken, eine spezifisch urbane Lebensweise mit einer verdichteten Erlebniskultur und dörfliche Traditionen mit entsprechenden landsmannschaftlichen Bindungen gegenüber. Letztlich habe sich die Stadt auf dem Balkan zugleich als Ort von Modernität und deren gleichzeitiger Gebrochenheit erwiesen. Höpken verwandte in diesem Kontext den anschließend kontrovers diskutierten Begriff des Hybriden, um die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger kultureller Institutionen in den neugeschaffenen urbanen Räumen zu beschreiben. Da die scheinbar allgegenwärtigen Hybriditäten und Synkretismen partiell und auf die wenigen entstehenden Großstädte beschränkt blieben, könne von einem eigenen spezifisch südosteuropäischen Urbanisierungsparadigma jedoch keine Rede sein.

Holm Sundhussen (Berlin) konstatierte in seinem Referat *Europa als Rechtsraum: Probleme des Rechts- und Verfassungstransfers von West nach Ost*, daß es bis weit ins 19. Jahrhundert entlang der Trennlinie zwischen den beiden Kirchen zwei getrennte Rechtsräume in Europa gegeben habe. Das byzantinische Modell habe keine Voraussetzungen zur Entwicklung eines modernen Verfassungsstaates geboten, da es im Gegensatz zum Westen nicht das Individual-, sondern das Gemeinschaftsrecht betonte. Vor allem im Bereich des Verfassungs-, Privat- und Prozeßrechts habe es

somit einer (nachholenden) Transformation des Rechtssystems von West nach Ost bedurft. Zwischen Kodifizierung/normativem Recht, Rechtsträgern und Akzeptanz der Rechtsordnung unterscheidend, argumentierte Sundhaussen, daß die importierten Texte meist nur von einem kleinen Kreis der jeweiligen Trägerschicht überhaupt rezipiert wurden, und in der Gesellschaft in Bezug auf den Umgang mit Recht traditionellen Verhaltensmustern gegenüberstanden.

Anders als seine drei Vorredner begriff *Miroslav Hroch (Prag)* in seinem Vortrag *Soziale Trägerschichten der Modernisierung in Ost- und Westeuropa* den Vergleich als eindeutige Möglichkeit zur Objektivierung des eigenen analytischen Standpunktes. Sein Interesse galt der Frage, wie in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten die Intelligenzia bzw. das Bildungsbürgertum zur Herausbildung einer Zivilgesellschaft beigetragen habe. Keineswegs dürfe der Prozeß der Modernisierung als bloßer Mechanismus, sondern müsse vielmehr selbst als ein Produkt der Auseinandersetzung von Subjekten mit objektiv vorgegebenen Bedingungen verstanden werden, an dessen Zustandekommen sie aufgrund von wirtschaftlichen Interessen und Gewinnmöglichkeiten, dem Ausblick auf politische Macht und allgemein sozialem Prestige interessiert seien. Mit der Industrialisierung, so Hroch, seien gleichzeitig die Beziehungen zwischen einzelnen gesellschaftlichen Gruppen neu geschaffen und entsprechend uminterpretiert worden; eine neue „Intelligenz“ habe sich herausgebildet, welche über die Bürokratisierung zu Trägern des öffentlichen Lebens und nationaler Kommunikation geworden sei und schließlich die Rolle eines Sprechers der Gesamtgemeinschaft habe übernehmen können, was für Hroch bereits ein Element von Bürgerlichkeit darstellte. Die soziale Herkunft dieser neuen Trägerschichten erwie sich im innereuropäischen Vergleich dabei als hochgradig differenziert.

Als einen „Vergleich mit zwei Unbekannten“ führte schließlich *Denis Sdvizkov (Moskau)* seinen Vortrag *Das gebildete Bürgertum in der Gesellschaft Deutschlands und Rußlands vom 18. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert* ein, in dem er das deutsche Bildungsbürgertum und die russische Intelligenzia mit dem Ziel verglich, einen gemeinsamen Nenner des gebildeten Bürgertums zu finden. Mittels einer weit ausgreifenden Begriffsgeschichte führte er den neuzeitlichen Gebildeten auf gemeinsame europäische Traditionen der Antike und des Christentums zurück. Mit Koselleck argumentierte Sdvizkov, daß sich spezifische historische Erfahrungen stets in Sprache niederschlugen. Aus diesem Grund könnten sie dort auch gefunden und dazu genutzt werden, Aussagen zu treffen, die weit über rein begriffsgeschichtliche Resultate hinausreichen. Auf das neu-humanistische Bildungsideal der deutschen Romantik und dessen antiwestliche Haltung eingehend sah er es als eine wesentliche Gemeinsamkeit von russischer Intelligenzia und deutschem Bildungsbürgertum an, Krisenerscheinung zu

sein. Hierin vermutete Sdvizkov einen Unterschied zur westlichen Tradition der Intellektuellen, die über weniger Staatsnähe (wie in Deutschland) sowie ein geringeres Ausmaß an Sinnggebungsfunktion (wie in beiden Ländern) verfügten.

Zusammengennommen führten die Vorträge sehr deutlich vor Augen, daß es *den* Vergleich schlechthin nicht gibt. Gleich in mehrfacher Hinsicht unterschieden sich Ansätze, Frageweisen und Argumentationslinien voneinander. So variierten sie etwa bezüglich ihrer Vergleichsobjekte bzw. -akteure („gesellschaftliche Gruppen“ wie etwa Adel, Zünfte oder der Staat), nach der Art des Vergleichs (kontrastierend, typologisierend oder eher eine Binnenperspektive betonend), der geographischen Situierung der jeweiligen Vergleichsebenen und -räume (Nation, Region, Stadt), der Anwendung findenden historischen Kategorien (soziale Herkunft, Urbanität, Bürgerlichkeit, Adeligkeit) oder zuletzt der Frage der Bezugnahme auf ein gemeinsames Erklärungsmodell im Hintergrund. Bei allen Unterschieden im einzelnen nutzten lediglich Hroch und Sdvizkov letztgenannte Möglichkeit, während Haupt eine Art typologisierender Analyse inklusive induktiver Entwicklung eines eigenen Modells beabsichtigte. Allein Sundhussen, Höpken und Müller versuchten, gewissermaßen einen Perspektivwechsel vorzunehmen und Geschichte mit einem Blick von innen heraus zu schreiben; an einer namentlich von Hroch hervorgehobenen Außenperspektive „wie vom Mond“ schienen sie zumindest nicht (mehr) interessiert zu sein.

„Auf dem Weg zu einer postnationalen Historiographie?“ waren schließlich zwei ausgedehnte Sektionen des Sommerkurses überschrieben, die der Vorstellung und gemeinsamen Diskussion der Projekte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zur Verfügung standen; dankbar wurde dieses Angebot von etwa zehn Doktoranden und Habilitanden aufgegriffen und von der Möglichkeit zur kritischen Diskussion ihrer Vorhaben ausgiebig Gebrauch gemacht.

4. Auf die parallele Anlage von Kurs und Zentrum wurde bereits hingewiesen. Mit dem Ziel, *erstens* den „osteuropäischen Blick“ zu stärken, *zweitens* den methodologischen Impetus vergleichender Geschichtswissenschaft aufzugreifen und *drittens* das Konzept der Zivilgesellschaft unmittelbar empirisch anzuwenden, widmeten sich beide demselben Problemkomplex. Während die Tagung allein durch ihr Zustandekommen in erster Hinsicht bei den Teilnehmern wohl schon viel (und das vergleichsweise mühelos) erreichte, wurde um die beiden anderen Punkte in einer Vielzahl von Diskussionsarten immer wieder ebenso anregend wie nachhaltig gerungen.

Vorgestellt und vehement verteidigt wurde das Konzept Zivilgesellschaft von *Jürgen Kocka* (Berlin) in seinem Vortrag *Das Versprechen ei-*

nes Konzepts: Zivilgesellschaft als historisches Problem am letzten Tag. Obzwar schillernd und gegenwärtig *en vogue*, so Kocka, ermögliche der Begriff nichts weniger, als einen neuen theoretisch-thematischen Rahmen zu schaffen, unter dessen Dach eine Vielzahl unterschiedlicher innereuropäischer Vergleiche angestellt und zugleich mit den großen Fragen der Gegenwart verknüpft werden könnten. Die Geschichte des Terminus seit seiner Prägung zum utopischen Bewegungs-, Ziel- und Emanzipationsbegriff während der Aufklärung bis zu seiner Neubelebung in den achtziger und neunziger Jahren dieses Jahrhunderts zurückverfolgend, wollte Kocka unter Zivilgesellschaft ausdrücklich eine „moderne, pluralistische, säkularisierte Gesellschaft freier und selbständiger Individuen“ verstanden wissen, welche ihre Beziehungen zueinander „friedlich und vernunftgeleitet, durch Wettbewerb, freiwillige Kooperation und Assoziieren“ regelten – demnach als eine auf demokratischen, marktwirtschaftlichen, rechts- und verfassungsstaatlichen Prinzipien basierende offene Gesellschaft „ohne allzuviel soziale Ungleichheit [*sic!*] und ohne obrigkeitstaatliche Gängelung“ ihrer Mitglieder.⁸ Den aufgrund des gleichzeitigen Vorhandenseins verschiedener Anteile de- und präskriptiver, analytischer und normativer Elemente höchst uneindeutigen epistemologischen Status schilderte Kocka dabei als den größten Vorzug. Erst seine Unabgeschlossenheit, der „utopische Restgehalt“ adede den Begriff und hebe ihn insofern über seine ohnehin gegebene Eignung als analytisches Konzept und heuristisches Mittel hinaus, als er Perspektiven einer wünschenswerten Zukunft unmittelbar in die Arbeit einzubinden erlaube.

Die in der Folge an dem Modell vehement zum Ausdruck gebrachte Kritik war beinahe ebenso umfassend wie dessen aufklärerischer Universalitätsanspruch. Fast schien es, als ob außer Kocka selbst niemand so recht den mit diesem Konzept versprochenen Verheißungen trauen mochte, konnte sein Vorstoß doeh nach der Überwindung von marxistischen Modellen aufeinanderfolgender Gesellschaftsformationen und der ebenfalls überholt geglaubten Modernisierungstheorie gleichfalls als ein weiterer, womöglich jedoch längst unzeitgemäßer Versuch gewertet werden, einer unkontrolliert im Raum treibenden Geschichtswissenschaft ein neues Gravitationszentrum zu geben, ohne daß es ihm in einzelnen immer gelang, die Unterschiede dieses Projektes zu dem der Moderne klar und deutlich herauszustellen. Geschichtswissenschaft drohe so wieder zur Legitimationswissenschaft zu verkommen, lautete der Tenor der im Plenum geäußerten Kritik, zudem könne die mit einer derartigen Richtungsentscheidung verbundene Gefahr eines neuen historiographischen Sonderweges gerade im internationalen Vergleich kaum übersehen werden.

8 Vgl. auch J. Kocka, *Zivilgesellschaft als Historisches Projekt. Moderne europäische Geschichtsforschung in vergleichender Absicht*, im Erscheinen (Ausschnitt aus dem Gründungsantrag des ZVGE), hier S. 7.

Zwei weitere grundsätzliche Kritikpunkte zeichneten sich in den angelegten Debatten ab, einmal die Frage nach den Trägergruppen des Projekts in Ost und West, zum anderen der wiederholte geäußerte Vorwurf eines impliziten Modellimperialismus. Indem Kocka die Affinitäten zwischen der Existenz eines starken Bürgertums und derjenigen der Zivilgesellschaft hervorhob und so die Bürger zu dessen sozialer Trägerschicht erklärte, schien er von vornherein den überwiegenden Teil der osteuropäischen Gesellschaften aus dem konstruierten Idealtyp herauszunehmen und sie so *noletens volens* zu förmlichen Außenseitern zu degradieren. Darüber hinaus blieb ebenso unklar, wie sich „Zivilgesellschaft“ in den einzelnen europäischen Gesellschaften gegebenenfalls durchdeklinieren ließe. Warum sollte es sich nicht als möglich erweisen, wurde etwa gefragt, zunächst die jeweiligen Prozesse der Herausbildung und der Selbstbeschreibung des Programms in den osteuropäischen Gesellschaften zu analysieren? Damit könnten entsprechende Vergleichsentitäten erarbeitet werden, welche einen ernstzunehmenden Vergleich erst ermöglichten, anstatt die Relativierung des westlichen Modells bei der Übertragung auf den Osten vom Anfang an einzuplanen, eine Sollbruchstelle, die vielleicht zu offensichtlich angelegt sei und ohnehin nur das Verfassen weiterer Verlustgeschichten zur Folge habe, der aber, so läßt sich hier anfügen, nur über eine entsprechende methodologische Erweiterung beizukommen ist. Für die weitere Diskussion wird es daher unerlässlich sein, sich vom Maßstab eines einflußreichen Bürgertums als einziger Voraussetzung für die Herausbildung eines zivilgesellschaftlichen Programms zu trennen und stärker Fremdperspektiven in den Blick zu nehmen.

Die Fragen, inwieweit das Konzept der Zivilgesellschaft notwendig mit dem Instrumentarium des Vergleichs kombiniert werden müßte und wie hierbei der konkrete Beitrag des Transfers auszusehen hätte, wurden indessen nicht aufgeworfen und blieben so merkwürdig blaß. Die von Jürgen Kocka postulierte „neuartige Amalgamation“ von historischer Komparatistik und Beziehungsgeschichte, die dem Forschungszentrum ihr besonderes Profil verleihen soll, wurde eher angedeutet als ausgeführt.⁹ Selbst wenn „Zivilgesellschaft“ mit den beschriebenen gravierenden Mängeln behaftet ist, sollte man ihr wenigstens mit Theorien kulturellen Transfers beizukommen suchen, geht es doch letzten Endes um nichts weiter als den Import und Export eines Modells. Dabei müßte das Amalgam gar nicht neu erfunden werden, liegen doch längst neuere vergleichende Arbeiten vor, die die gegenseitige Beeinflussung der zu vergleichenden Entitäten thematisieren, auf deren Bedeutung bereits Marc Bloch hinwies.¹⁰

9 Ebenda, S. 6.

10 Bloch, Vergleichende Geschichtsbetrachtung, S. 125f. Siehe etwa E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995. Zuletzt dazu auch M. Middell, Von der We-

Zuletzt würde eine präzisere Auseinandersetzung mit dem Transferkonzept zeigen, daß sich viele Mißverständnisse und Abgrenzungsversuche auf dessen verkürzte Wiedergabe zurückführen lassen. In den Vorträgen wurden zumeist beziehungs-geschichtliche Fragen, Fragen nach gegenseitigen Beeinflussungen und Durchdringungen, nach Prozessen von Anziehung und Abstoßung als gewinnbringende Ergänzung der historischen komparativen Forschung angeführt. Indem die abgeholten „Güter“ paßgenau ins eigene Konzept eingefügt wurden, hat natürlich bereits ein kompletter Transfer stattgefunden, von der komparativen Forschung erfaßt und genutzt wurde jedoch nur *eine* Problemdimension des Transferkonzeptes. Neben der Bewegung von „Gütern“ (Menschen, Gegenständen, Zeichensystemen) zwischen zwei Kulturen, dem geographischen „Transfer“, ist es gerade die radikale Perspektivenumkehr, das Interesse am Rezeptionsbedürfnis und an den Aneignungsweisen der transferierten „Güter“ innerhalb der Aufnahmekultur, das entscheidend ist und in jede gewinnbringende Verknüpfung mit der historischen Komparatistik eingebracht werden müßte. Zumindest Mülller und Höpken deuteten in Ihren jeweiligen Beiträgen an, in welche Richtung dies etwa fortgeschrieben werden könnte.

Da es weniger der Wille zum Export in der Ausgangskultur, sondern vor allem das Bestreben zum Import innerhalb der Aufnahmekultur ist, das die Auswahl von Transfergütern und die Art und Weise ihrer Übernahme und Modifikation für eigene Zwecke steuert, wäre der bereits vorgeführten Perspektivenumkehr eine Analyse des Aneignungsprozesses der transferierten „Güter“, das systematische Verbergen des Fremden und seine Transformation in Eigenes hinzuzufügen. Auch im Hinblick auf die Zivilgesellschaft wäre dann zu fragen: Wann und warum übernehmen etwa ost-europäische Gesellschaften welche „westlichen Güter“ – und welche eben nicht? Wie werden diese angeeignet, transformiert und in bestehende Gesellschaften eingepaßt? Schließlich: Welche Unterschiede lassen sich sowohl zwischen Ausgangs- und Aufnahmekultur als auch zwischen verschiedenen Aufnahmekulturen ausmachen, wie wirken diese zurück und welche Konsequenzen zeitigt dies? Selbst wenn ein „unvollständiger“ Transfer als Zeichen eines „normalen“ – das heißt gelungenen – *transfert* angesehen werden kann, muß dies im Fall der Zivilgesellschaft als besonders unbefriedigend gelten. Indem dagegen die stets präsente Gefahr des Modellimperialismus geschickt umgangen und der immer wieder geforderten „Entprovinzialisierung“ des historischen Denkens der dringend notwendige Vorschub geleistet wird, eröffnet ein vollständig transferierter *transfert* eine wertvolle Option für den konzeptionellen Umgang mit Mo-

dellimporten und -exporten zwischen Ost und West.¹¹ Vergleichen kann man auch ohne den Einbezug des Transfers von „Gütern“ und ihrer Aneignung, nur ob es sich dann nicht doch oft um Lemberger Birnen handelt, die Lyoner Äpfeln gegenübergestellt werden, bleibt dahingestellt.

Schließlich: Vergleich und Transfer im Vergleich? Während des Sommerkurses war das „Transfer“-Konzept fast ausschließlich in den Verknüpfungen „und“, „oder“ sowie „statt“ präsent. Anders als es der Titel suggerierte, war selbst im Schlußvortrag dieser Herangehensweise kaum eigener Platz eingeräumt worden. Ein direkter, abwägender Vergleich der beiden Perspektiven, so er denn überhaupt möglich ist, mußte zwangsläufig daran krankn, keine klar definierten Entitäten vor sich zu haben. Zumeist wurden lediglich die Zukunftschancen des Vergleichs – und die Grenzen des *transfert* uhrissen. Deutlich wurde immerhin ein prinzipieller Konstruktionsunterschied, der die jeweilige Eignung beider für jeweils unterschiedliche „Anwendungen“ erklärt. Dadurch, daß sie vor allem Unterschiede zwischen Gesellschaften betone, könnten sich einander sehr nahe stehende Gesellschaften plötzlich als extrem fremd erweisen, was als die eigentliche Pointe der Transfergeschichte angesehen werden müsse. Während die Plausibilität des Vergleichs auf einem gemeinsamen Modell im Hintergrund beruhe, wurde weiter argumentiert, sei die Transferanalyse davon vollständig unabhängig und funktioniere auf rein bilateraler Basis. Gemeinsamkeiten qua Modell werden hier durch gegenseitige Beziehungen und Interaktionen ersetzt. In dieser oder ähnlicher Richtung müßte Transfergeschichte in Zukunft weitergedacht werden. Selbst auf die Gefahr einer „Verwässerung“ des Konzeptes hin ließe sich dafür plädieren, beispielsweise noch stärker zwischen Transfer- und Beziehungsgeschichte bzw. zwischen uni-, bi- und multilateralen Austauschprozessen zu unterscheiden und für letzteres etwa den Begriff des Netzwerkes zu nutzen, der dann der Analyse von Beziehungen zwischen einer Vielzahl von Punkten und den dort untereinander stattfindenden Prozessen des Austauschs kultureller Güter und des gegenseitigen Zuweisens von Sinn vorbehalten wäre.

Auch in diesem Jahr veranstaltet das ZVGE einen Kurs zur europäischen Geschichte (Berlin, 1.-8. Oktober 2000). Informationen hierzu können unter <http://www.fu-berlin.de/zvge> abgerufen werden. Sollte dieser vergleichbar gut organisiert sein und auf eine ähnliche Weise gelingen wie derjenige des Jahres 1999, ist allen Interessenten eine Teilnahme nachdrücklich zu empfehlen.

11 Der Begriff der „Entprovinzialisierung“ ist keinesfalls neu, sondern wurde – allerdings mit umgekehrter Stoßrichtung – bereits Anfang der neunziger Jahre innerhalb der nord-amerikanischen Postkolonialismusdebatte gebraucht und bezieht seine Prägung aus der damit verschobenen Globalperspektive. Vgl. etwa D. Chakrabarty, *Postcoloniality and the Artifice of History: Who speaks for „Indian Pasts“?*, in: *Representations* 37 (Winter 1992), S. 1-26.

Auswahlbibliographie Vergleich und Transfer

- Marc Bloch, Für eine vergleichende Geschichtsbetrachtung der europäischen Gesellschaften, in: M. Middell/S. Sainmler (Hrsg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten 1929–1992*, Leipzig 1994, S. 121-67.
- A. A. van den Braembussche, *Historical Explanation and Comparative Method: Towards a Theory of the History of Society*, in: *History and Theory* 28 (1989) 1, S. 1-24.
- J. Breuilly, *Introduction: Making Comparisons in History*, in: ders., *Labour and Liberalism in 19th Century Europe*, Manchester 1992, S. 1-25.
- F. Cooper, *Race, Ideology and the Perils of Comparative History*, in: *American Historical Review* 101 (1996) 4, S. 1122-1138.
- K. Dmitrieva/M. Espagne (Hrsg.), *Transferts culturels triangulaires France-Allemagne-Russie (= Philologiques; 4)*, Paris 1996.
- Ch. Eisenberg, *Die Arbeiterbewegungen der Welt im Vergleich: Methodenkritische Bemerkungen zu einem Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 34 (1994), S. 397-410.
- M. Espagne/M. Werner, *Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert: Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S.*, in: *Francia* 13 (1985), S. 502-510.
- M. Espagne/M. Werner, *La construction d'une référence culturelle allemande en France: Génèse et histoire (1750–1914)*, in: *Annales ESC* 42 (juillet-août 1987), S. 969-992.
- M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), *Transferts: Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe et XIXe siècle)*, Paris 1988.
- M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine: Französisch-sächsischer Kulturtransfer im XVIII. und XIX. Jahrhundert, (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek; 1)*, Leipzig 1993, 2. Aufl. 1999.
- M. Espagne, *Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle*, in: *Genèses* 17 (septembre 1994), S. 112-121.
- M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999.
- E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), *Nation und Emotion: Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995.
- E. François/M.-C. Hoock-Demarle/R. Meyer-Kalkus/M. Werner (Hrsg.), *Marianne – Germania: Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789–1914 (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek; 10)*, Leipzig 1998.
- H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich: Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996.
- O. Janz, *Probleme und Perspektiven des historischen Gesellschaftsvergleichs*, in: *Comparativ* 5 (1995) H. 6, S. 135-155.
- L. Jordan/B. Kortländer (Hrsg.), *Nationale Grenzen und internationaler Austausch: Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa*, Tübingen 1995.

- H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), *Gesellschaften im Vergleich: Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften*, Frankfurt a. M. 1998.
- H. Kaelble, *Der historische Vergleich: Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 1999.
- J. Kocka, *Sozialgeschichte: Begriff – Entwicklung – Problematik*, Göttingen 1986.
- J. Kocka, *Probleme einer europäischen Geschichte in komparativer Absicht*, in: ders.: *Geschichte und Aufklärung: Aufsätze*, Göttingen 1989, S. 21-28.
- J. Kocka, *Asymmetrical historical comparison: The case of the German Sonderweg*, in: *History and Theory* 38 (1999), S. 40-50.
- S. Kott/Th. Nadau, *Pour une pratique de l'histoire sociale comparative: La France et l'Allemagne contemporaines*, in: *Genèses* 17 (1994), S. 103-111.
- M. van der Linden/J. Rojahn, *Methodologische Probleme vergleichender Sozialgeschichte: Eine Erwiderung auf Christiane Eisenbergs „methodenkritische Bemerkungen“ zu einem IISG-Projekt*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35 (1995), S. 368-376.
- Ch. Lorenz (Hrsg.), *Comparative Historiography: Problems and Perspectives*, in: *History and Theory* 38.1 (1999), S. 25-39.
- J. Matthes, *The Operation Called „Vergleichen“*, in: ders. (Hrsg.): *Zwischen den Kulturen: Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, Göttingen 1992, S. 75-99.
- K. Middell/M. Middell, *Forschungen zum Kulturtransfer: Frankreich und Deutschland*, in: *Grenzgänge* 2 (1994), S. 107-122.
- R. Muhs/J. Paulmann/W. Steinmetz (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr: Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert*, Bodenheim 1998.
- J. Osterhammel, *Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich: Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft*, in: *GG* 22 (1996), S. 143-164.
- J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer: Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: *HZ* 267 (1998), S. 649-685.
- M. Schalenberg (Hrsg.), *Kulturtransfer im 19. Jahrhundert (= Travaux du Centre Marc Bloch; 12)* Berlin 1998.
- Th. Schieder, *Möglichkeiten und Grenzen vergleichender Methoden in der Geschichtswissenschaft*, in: ders.: *Geschichte als Wissenschaft: Eine Einführung*, München, 2. Aufl. 1968, 195-219.
- W. Schmale, *Historische Komparatistik und Kulturtransfer: Europageschichtliche Perspektiven für die Landesgeschichte*, Bochum 1998.
- P. Schöttler, *Le comparatisme en histoire et ses enjeux: l'exemple franco-allemand*, in: *Genèses* 17 (1994), S. 102.
- P. Schöttler/P. Veit/M. Werner (Hrsg.), *Plurales Deutschland – Allemagne plurielle. Festschrift für Etienne François*, Göttingen 1999.
- J. Schriewer, *Vergleich und Erklärung zwischen Kausalität und Komplexität*, in: H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), *Diskurse und Entwicklungspfade: Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1999, S. 53-102.

- W. H. Sewell, Marc Bloch and the Logic of Comparative History, in: *History and Theory* 6 (1967), S. 208-218.
- Th. Skocpol/M. Somers, The Uses of Comparative History, in: *Comparative Studies in Society and History* 22 (1978), S. 174-197.
- W. Spohn (Hrsg.), *Kulturanalyse und vergleichende Forschung in Sozialgeschichte und historischer Soziologie*, Leipzig 1998 (= *Comparativ* 8 [1998] 1).
- E. P. Thompson, *The Poverty of Theory and Other Essays*, London 1978.
- Ch. Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, Ann Arbor 1983.
- Th. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg: Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 35 (1995), S. 339-367.